

# Ueber Grundsätze zur Beurtheilung wirklicher Arten und blosser Abänderungen.

Von

Dr. C. W. L. Gloger.

(Zweiter Vortrag desselben am ersten Tage der Versammlung deutscher Ornithologen zu Kütten. am 3. Juni d. J.)

[Unter Verweisung auf meine „Vorbemerkung“ zu dem vorstehenden „ersten“ dieser Vorträge in deren gegenwärtiger, erweiterter Gestalt habe ich hier nur das hinzuzusetzen, dass, um bei der Mannichfaltigkeit der besprochenen Einzelheiten die Uebersicht zu erleichtern, in der Bearbeitung für unser „Journal“ die besonderen, kleingedruckten Ueberschriften zur Bezeichnung der, sich dem Inhalte nach ergebenden Abschnitte hinzugefügt worden sind. Sonst ist, trotz der bedeutenden Zusätze, welche das Ganze, im Vergleiche zu der kürzeren, hin und wieder bloss andeutenden mündlichen Darlegung, hier erhalten hat, auch die Form dieselbe geblieben. D. Herausg.]

[Wesen und Nutzen eines streng principiellen Verfahrens überhaupt.]

Die Antwort auf die soeben geschehene Frage, wie man Principien überhaupt anzuwenden habe, pflege sich überall schon von selbst, d. h. aus den Principien selbst, zu ergeben. So denn auch hier. Offenbar sei aber die Frage auch gar nicht so ernstlich gemeint, wie sie anscheinend laute. Im Gegentheile: sie sei gewiss nur in freundscherzhaftem Sinne und mit der Ueberzeugung gestellt worden, dass es viel schwerer sei, dieselbe bloss mit Worten, als vielmehr gleich auch mit der That zu beantworten. Denn wirklich verhalte sich die Sache hier, glücklicherweise, gerade umgekehrt, wie zu seiner Zeit bei dem bekannten „*hic Rhodus, hic salta!*“ Nämlich es werde stets bei Weitem leichter sein, an vorliegenden Exemplaren von zweifelhaften Varietäten oder Species die Anwendung der gemeinten Principien gleich selbst vorzunehmen und sie folgerichtig durchzuführen, als: mit kurzen Worten so allgemeinlin zu sagen, wie die Sache überhaupt zu machen sei.

Dagegen habe es durchaus keine Schwierigkeit, in dem ersteren Falle sich selbst und Anderen jedesmal die Gründe anzugeben, warum diesen Principien gemäss das Eine für eine gute Species, das Andere nur für eine Varietät zu halten sei. Vielmehr gehöre ein solches Klarmachen da eben zur Sache. Denn alles Verfahren nach Principien, und sein Gegensatz zu einem principlosen, bestehe ja eben darin, dass man bei ersterem sich überall der Gründe für das Eine, so wie gegen das Andere bewusst sei, oder bewusst zu werden suchen müsse, und dass man sie nach beiden Seiten hin gegen einander abwäge, um sich

nach dem Uebergewichte derselben für eins von Beidem zu entscheiden. Theorie und Praxis, also die Principien an sich und deren Anwendung, müssen einander hier, wie überall durchdringen. Erst Beides zusammen führe sicher zum Ziele. Dann aber könne man sich häufig sogar, — wenn auch natürlich bloss vorläufig, — über manche bedeutende Lücken in dem positiven, erfahrungsmässigen Wissen da, wo deren augenblicklich noch vorhanden seien, mit recht gutem Erfolge hinweghelfen. Nur dürfe man sich freilich definitiv eben so wenig über solche „Lücken“ hinwegsetzen, wie über Principien! Das Erstere von Beidem glaube der Vortragende selbst erst neuerlich wieder in der Frage über „*Fuligula Homeyeri*“ bewiesen zu haben. Er sei bekanntlich, im Gegensatze zu allen Anderen, vom ersten Augenblicke an der Meinung gewesen, dass man sie „höchst wahrscheinlich“ bloss für eine klimatische, südlichere Varietät in höherem Alter zu halten habe: obgleich damals Uebergangsstufen zwischen ihr und der gewöhnlichen *Fuligula ferina* wenigstens in Deutschland noch nicht bekannt gewesen seien. Indess haben sich die Uebergänge, als thatsächliche, „erfahrungsmässige“ Beweise gegen die vermeintliche spezifische Verschiedenheit der „*F. Homeyeri*“ von der gewöhnlichen *F. ferina*, sehr bald gefunden. Ja, sie seien in Südfrankreich schon beschrieben gewesen, ehe man sich bei uns zu der irrigen Meinung verleiten liess, die erstere für eine Species, oder gar für einen Bastard zwischen *F. ferina* und *F. nyroca* anzusehen.

Dergleichen Fälle seien daher wohl geeignet, zu zeigen, um wieviel eher man durch ein Verfahren nach richtigen Principien auch das wirklich Richtige treffe, als durch ein willkürliches, entweder principiell verkehrtes, oder, wie man es häufig noch richtiger nennen könne, durch ein ganz principloses. Irren, oder wenigstens in Zweifel bleiben, könne man freilich nach Umständen zuweilen auch bei jenem; besonders, wenn eben das gegebene Material noch zu unvollständig sei. Durchschnittlich werde es jedoch kaum in je Einem Falle unter zehn geschehen, dass man sich täusche. Da aber sei es denn doch gewiss ein sehr viel geringeres Unglück für die Wissenschaft, hin und wieder vorläufig Eine gute Species zu übersehen, oder zu verkennen, und sie einstweilen für eine blosse Varietät zu halten, als: neunmal blosse Varietäten als vermeintliche Species aufzustellen! Denn erstere bleibe ja doch in der Natur immer, was sie eben sei; sie gehe durch unsere jeweilige falsche Meinung über sie nicht aus der Wirklichkeit verloren, und werde mithin auch für die Wissenschaft nicht verloren bleiben. Es komme also wenig darauf an, dass man sie für's Erste nicht gerade ihrem vollen

Werthe nach auf den ornithologischen Ranglisten stehen habe. Vergessen aber werde man sie ja ohnehin auch so nicht. Vielmehr sei ihm, wie anderen Bekennern seiner Principien eine recht bezeichnende Abänderung, (wie u. a. diese „*Ful. Homeyeri*,“) sehr viel anziehender und wissenschaftlich werthvoller, als drei neue, an sich aber gewöhnliche, wenn auch sonst gute Species, an welchen man dann eben weiter Nichts lerne, als was man von Hunderten anderer her schon längst wisse. Eine schlechte Species dagegen werde man eigentlich niemals ganz wieder los: da man sie wohl sachlich oder moralisch, aber leider nicht auch historisch wieder todtmachen könne. Denn nach aller Mühe-, Zeit- und Papierverschwendung, welche es koste, ihr thatsächlich den Garans zu machen, habe man sie doch immerfort noch als nutzlosen Ballast unter den Synonymen mit nachzuschleppen. Und bekanntlich sei es mit 2 oder 3 so entstandenen „Synonymen“ oft noch lange nicht abgethan; vielmehr sehe man gar nicht selten eine einzige, weit verbreitete und stark abändernde wirkliche Species jetzt in ein halbes Duzend solcher vermeintlichen „Arten“ zerrissen. Vor diesem Uebel werde uns für die Folge nur eine sorgfältige Anwendung richtiger allgemeiner Grundsätze bewahren, ebenso, wie sie uns jetzt von der Menge schon vorhandener schlechter Arten befreien solle.

Principien seien die Leuchte auf dem Wege hierzu, wenn auch freilich nicht der „Weg“ selbst. Ohne sie aber tappe man auf's Gerathewohl im Dunkeln herum; und es sei dann blosser Zufall, wenn man zuweilen das Richtige treffe. Mithin liege, wenn es mitunter doch geschehe, kein Verdienst darin; denn man werde es durchschnittlich eben so gut treffen, wenn man das Fallen der Würfel, das Zählen der Rockknöpfe, oder sonstwie das Loos darüber entscheiden lassen wolle. Ja, man würde sogar auf diese Weise höchst wahrscheinlich bei Weitem nicht so unendlich viel schlechte Arten bekommen haben, wie deren z. B. Gould und mancher Andere dadurch gemacht haben, dass sie jede nur irgendwie ein wenig abweichende Varietät haben zu einer Species erheben wollen. Auch sei die Ornithologie der einzige Zweig der Naturkunde, wo ein so verwirrendes Verfahren jetzt noch so vielfach herrsche. In der Botanik, so wie fast in jedem anderen Theile der Zoologie, besonders in der Entomologie, (und nur etwa mit Ausnahme der, sehr oft höchst schwierigen Säugethierkunde,) sei man über diese ganze Verirrung seit lange hinaus. Auch sei dieselbe anderswo nie in dem Grade weit getrieben und noch weniger so gleichsam „grundsätzlich“ oder so „vorsätzlich“ festgehalten worden, wie Manche es neuerlich in der Ornithologie gethan haben.

Für letztere glaube Redner übrigens die naturgemässen Grundsätze bereits in seiner erwähnten Schrift („das Abändern der Vögel und Säugethiere durch Einfluss des Klima's“) nach den meisten Richtungen hin genau und speciell genug dargelegt zu haben. Dieselben haben sich nun seit dem allgemein hin bestätigt: oft sogar nach viel weiterem Umfange, als er damals ihr Zutreffen angenommen und voranzusetzen gewagt habe. Das zeige sich namentlich an den Arbeiten der Herren v. Nordmann und v. Middendorff, die bei ihrer vielseitigen Praxis überall seine Nachfolger hierin geworden, indem sie allenthalben von diesen Grundlagen ausgegangen seien. Er wolle daher jetzt nur einige Nachträge dazu in Bezug auf solche Punkte liefern, in Betreff deren er damals noch entweder nicht weit genug gegangen sei, oder für die er damals weniger Gründe und Thatsachen beizubringen gehabt habe, als deren sich jetzt herausstellen.

[Wie oder wodurch klimatische Abänderungen entstehen und sich fortbilden.]

So gehöre es zum Beispiel unter die allgemeinsten Erscheinungen, dass gewöhnlich, (d. h. mit einzelnen Ausnahmen, die sich dann aus den besonderen Umständen erklären,) die südlichen, oder sonst aus wärmeren Gegenden stammenden Abänderungen kleiner seien, als die meisten Individuen derselben Art bei uns.

Dies hänge offenbar mit jener stärkeren Verdunstung zusammen, wie eine wärmere, trockenere und auf Hochebenen oder Gebirgen zugleich dünnere Luft sie jederzeit hervorbringen. Dieselbe habe nothwendig den Erfolg, dass Thiere einer und derselben Art, bei gleichviel Nahrung an beiderlei Orten, doch nicht auch gleichviel nährenden und bildenden Stoff zu ihrer körperlichen Ausbildung in sich behalten können. Den einen gehe davon weit mehr aus dem Körper unbenutzt wieder verloren, als den anderen. Deshalb werden sie in wärmeren Gegenden, zumal wenn sie keine Wasserthiere seien, kleiner bleiben. Wie bedeutend aber dieser Unterschied in dem Maasse von Ausdünstung sein müsse, das zeige sich recht deutlich aus der Beobachtung der Raubvögel. Bei uns trinken dieselben, wie bekannt, selbst im heissen Sommer nur sehr wenig, ja manche fast gar nicht; dagegen habe uns Herr Brehm der jüngere ausdrücklich berichtet, dass in Aegypten die Adler täglich ein- oder sogar zweimal an den Nil, oder sonst zum Wasser fliegen, um zu trinken und sich nicht selten auch zu baden. Das Klima schaffe also dort in sehr bestimmter Weise ein Bedürfniss für sie, von welchem sie bei uns wenig oder Nichts wissen. Und gewiss zeuge Nichts mehr für die Naturwahrheit einer solchen Ansicht überhaupt, einerseits, und zu-

gleich für Werth guter Beobachtungen andererseits, als: wenn die Urheber der letzteren unbewusst selbst specielle Beweise für das beibringen, was sie anderenfalls noch allgemein hin zu bestreiten versuchen. So wirke nicht selten Derjenige am besten mit für eine Wahrheit, der sich abmühe, gegen sie zu kämpfen.

Derselbe Einfluss nun, welcher in wärmeren Ländern ein solches Bedürfniss erzeuge, könne aber nicht ohne mehrseitige Folgen auf den Organismus bleiben, an welchem sich das neue oder gesteigerte Bedürfniss zeige. Namentlich müsse er seine Wirkung auf die Haut, als Verdunstungsfläche, und mithin zugleich auf diejenigen Gebilde ausüben, welche in ihr wurzeln. Diese aber seien die Federn. Wenn daher die Färbung derselben sich im Süden verdunkele oder lebhafter werde, sich also verschönere, (so lange wenigstens, bis andererseits auch die stärkere Einwirkung von Licht und Wärme sie oft wieder um so stärker verbleichen mache:) so erkläre sich diess physiologisch äusserst leicht. Nämlich es rühre davon her, dass in Folge einer stärkeren Verdunstung von bloss wässerigen Stoffen, und vermöge ihres nothwendig werdenden öfteren Wiederersatzes, nunmehr die an sich dichteren färbenden Stoffe, welche eben dieser Verdunstung nicht mit unterliegen, sich um so mehr verdichten, anhäufen und zugleich chemisch vollkommener entwickeln. Der Grund sei also derselbe, wie in gleichem Falle bei der Pflanzenwelt unter wärmerem Klima der grössere Wohlgeschmack und stärkere Wohlgeruch aller Früchte.

Doch mache in klimatisch-gemässigten Landstrichen auch schon das zunehmende Alter den thierischen Organismus zu einer höheren Entwicklung derjenigen Thätigkeit fähig, welche die den Farbestoff absondernden Hautorgane zu verrichten haben. Zuvörderst liege diess ja schon in dem Bestreben jedes Organismus, sich weiter zu vervollkommen. Ein zweiter Grund aber sei offenbar der, dass derselbe späterhin eben hierzu mehr Kraft oder Stoff aufwenden könne, als vorher: weil er den, in der Jugend noch zur Vergrösserung und physisch-materiellen Kräftigung erforderlichen Aufwand in diesem Falle bereits weit hinter sich habe. Daher jenes häufige Zusammenfallen der südlichen klimatischen Varietäten mit den höheren Alterszuständen bei uns. Wenn indess letztere in sehr vielen Fällen den ersteren doch nicht vollkommen gleich werden, so sei auch diess nur eben so natürlich: da im Süden ja sehr viele Exemplare gleichfalls bedeutend alt werden. Folglich bleiben sie den unserigen dann immer wieder um die gesammte anderweitige klimatische Einwirkung voraus. Kein Wunder also, wenn bei uns z. B. trotz aller specifischen „Wesensgleichheit,“

(wie Hr. Dr. Altum den Begriff von „Species“ definire,) keine noch so alte Blaumeise zu einem vollendeten „*Parus ultramarinus*“, oder kein deutscher Haussperling zu einer vollständigen „*Fringilla hispaniolensis*“ werde. Die theilweise bleibende Ungleichheit thue daher, trotz dem, beiderseits der ursprünglichen „Wesensgleichheit“ durchaus keinen Eintrag.

[Die vorzugsweise bedeutende Grössenverschiedenheit bei vielen Raubvögeln; dann u. a. bei Enten.]

Eben so wenig, und noch weniger als bei Varietäten von Species anderer Gattungen und Ordnungen, werde namentlich bei Raubvögeln auf die Verschiedenheit der Grösse so viel, wie es bisher oft geschehen, zu geben sein: obgleich der Gegensatz der Extreme hierin bei ihnen häufig ein so bedeutender sei, wie kaum irgendwo anders. Vielmehr sei gerade hier dieser bedeutende Wechsel ein vorzugsweise leicht erklärlicher: zumal bei den grösseren Arten, wo er ja auch theils am häufigsten in so auffallendem Grade vorkomme, theils am meisten in die Augen falle.

Man brauche sich zu diesem Behufe nur die sehr verschiedenen Umstände zu vergegenwärtigen, unter welchen das Aufziehen der Jungen verschiedener, aber dicht neben einander wohnender Paare gleicher Art schon in einem und demselben Jahrgange erfolgen könne, und sehr oft wirklich erfolge. Die grösseren und mittelgrossen Arten legen bloss 2, 3 oder höchstens 4 Eier, von denen häufig eins nicht befruchtet sei. In letzterem Falle habe dann bei zwei Gelegen von je 2 Eiern das eine Paar nur für Ein Junges zu sorgen, das zweite aber schon für zwei; und vollends ein drittes Paar, dessen Weibchen 3 Eier gelegt habe, die alle drei befruchtet gewesen seien, habe gar für drei Junge Nahrung herbeizuschaffen. Es werde also dem ersten Paare weit leichter fallen, sein Eines Junges mit übermässig reichlichem Futter zu versehen, als dem dritten, seine drei auch nur höchst kärglich zu ernähren. Ein so grosser Abstich der zufälligen Verhältnisse müsse aber nothwendig von bedeutender Mitwirkung sein. Denn man wisse ja, namentlich von den Hausthieren her, welch' einen grossen Einfluss die reichlichere und dürftigere Ernährung derselben in der Jugend überhaupt, oder besonders in deren erster Zeit, auf die spätere bleibende Grösse ausüben.

Was jedoch schon in einer und derselben Gegend als Folge zufälliger Umstände geschehe, das könne um so mehr in verschiedenen, unter sich weit entlegenen Landstrichen eintreten, wo dann vielleicht auch noch die soeben besprochenen, unmittelbaren Wirkungen klima-

tischer Einflüsse hinzutreten. Selbst der Umstand, dass ältere Paare gewöhnlich bedeutend früher nisten, als jüngere, zumal oft viel früher als diejenigen, welche es zum ersten Male thun, — könne viel dazu beitragen, den einen die Ernährung der Jungen zu erleichtern, und sie den anderen zu erschweren. (Es geschehe daher überhaupt sehr mit Recht, wenn Temminck, Bruch, Schlegel, Degland u. A. hierbei überall viel Gewicht auf zufällig verspätete Bruten u. dergl. legen.) In der That beschränke sich die Sache auch bei den Raubvögeln nicht auf die grossen und mittelgrossen Arten. Vielmehr habe man bekanntlich früher in Deutschland, und ganz neuerlich wieder in Frankreich, aus dem Sperber zwei Arten oder wenigstens zwei „Racen“ (!) machen wollen, die sich durch ihre Grösse unterscheiden sollen. Gerade auf den Sperber sei aber diese Bemerkung mit anwendbar: da er gewöhnlich ebenfalls nur 3–4, jedoch auch mitunter 6 oder gar 7 Eier lege. Er könne demnach gleichfalls recht leicht in die Lage kommen, dass er bald nur 3, bald aber doppelt so viel Junge zu ernähren habe.

Einer der schwierigsten und verwickeltsten Fälle, die es geben könne, liege bei den Schleier-Eulen aus den verschiedensten gemässigten, wärmeren und heissen Ländern aller 5 Erdtheile vor: da sie, abgesehen von sehr bedeutenden, aber durchaus nicht specifisch-characteristischen, sondern allerseits in einander verschwimmenden Abweichungen der Färbung und Zeichnung, so enorme Grössen-Verschiedenheiten zeigen, wie solche ohne irgend „deutliche Arts-Character“ vielleicht nirgends wieder vorkommen. Bei ihnen sei es daher allerdings weit leichter, ein Duzend und mehr verschiedene „Arten“ anzunehmen, (wie es theilweise geschehen sei, und darunter 4 oder 5 allein für Neuholland!) als 2 oder 3 derselben mit auch nur einiger Sicherheit zu characterisiren. Denn, was man als vermeintliche Kennzeichen solcher „Arten“ hinstellen pflege, passe meist eben freilich auf das gerade vorliegende und beschriebene Exemplar, aber nur selten auf ein zweites oder gar drittes. Indess werde in Betreff der Grössen-Abweichungen zuvörderst auch hier dasjenige gelten, was hierüber soeben von Raubvögeln überhaupt gesagt worden sei. Zweitens komme ein sehr wesentlicher Umstand hinzu, der, soviel bekannt, auf keinen anderen Raubvogel anwendbar sei. Es sei die ganz eigenthümliche Gewohnheit der Schleiereulen, schon in gemässigten Erdstrichen oft zweimal im Jahre, daher zu sehr entgegengesetzten Jahreszeiten, in wärmeren Ländern aber sogar zu allen Zeiten des Jahres, zu hecken. Dieser ganz besondere Umstand könne aber gewiss nicht ohne sehr bedeutenden Einfluss sowohl auf die Grösse, wie auf die Färbung der zu so sehr

verschiedener Zeit erzeugten Thiere sein: da er sehr verschiedene Nahrungs- und vielleicht noch verschiedene Temperatur-Verhältnisse für die jedesmal erwachsenden Individuen mit sich führe. Drittens habe wahrscheinlich kein Raubvogel überhaupt Wohnorte, die je nach ihrer Lage, (z. B. auf der Schattenseite von Kirchen mit ungemein dickem Gemäuer, oder sonst in kühlen Gebäuden, und dann wieder auf der heissen Sonnenseite hölzerner Thürme) eine so ausserordentlich verschiedene Temperatur haben, wie es bei den Schleiereulen der Fall sei. Bei ihnen könne der Unterschied hierin für 2 ganz nahe bei einander wohnende Paare durchschnittlich 6–8° Wärme betragen. Viertens komme noch eine sichtlich häufige Neigung zu Melanismus hinzu, um Färbung und Zeichnung zu verändern. Was für einen Werth können also hier „Arten“ haben, die man ohne jede Rücksicht auf so einflussreiche Ursprungsverhältnisse und Lebensumstände nach solchen Unterschieden aufstellen wolle, die oft lediglich aus dergleichen individuellen Zufälligkeiten entsprungen seien? —

Unter den Enten seien schon in Europa die nordischen Exemplare oft bedeutend grösser, als die unserigen; vollends aber für Nordamerika gebe Audubon die Unterschiede mehrfach als noch als weit grösser an: so dass er seine Verwunderung über diesen Abstich im Längenmaasse, und noch mehr über den in der Schwere oder dem Massengehalte, ausdrücke. Doch scheine der Grund hiervon dem Redner ebenfalls nahe zu liegen. Wie nämlich alle Schilderungen von Reisenden bezeugen, so erwache im höheren Norden das gesammte pflanzliche Leben, und mit ihm natürlich auch das der niederen Thierwelt, beim raschen Eintreten des vollen Sommers (ohne Vorhergehen eines wirklichen Frühlinges) nach dem langen Winterschlaf und bei dem alsdann fast ununterbrochenen Sonnenschein, mit einer Macht und Schnelligkeit ohne Gleichen. Daher sei, trotz der geringen Mannichfaltigkeit der Fauna und Flora jener Gegenden, ihr Massenreichthum hieran um so grösser: so dass für manche insecten-, larven- und wurmfressende Vögel, zumal für Enten, dort nach dem Ausschlüpfen ihrer Jungen eine wahre Ueberfülle von Nahrung vorhanden sei. Faber z. B. erzähle ja, dass er schon auf dem, vergleichsweise noch sehr gemässigten Island an dem Ufer des grossen Landsee's Myvatn bis an die Knöchel in den todt, meist vom Wasser ausgeworfenen Mücken gewadet sei. Im nördlichen Amerika aber, verglichen mit Nordeuropa und Nordasien, komme offenbar noch die Gestaltung des Landes und sein Massenverhältniss hinzu, um die Nahrungsmenge für dortige Enten und für manche ähnliche Vögel noch reichlicher erscheinen zu lassen. Denn bekanntlich werde in Amerika

nach dem Norden zu die Masse des Landes immer breiter: während nach unten, gegen den Aequator hin, sehr wenig Land vorhanden sei. Da werde also der gesammte Brütraum für hochnordische Vögel, im Vergleiche zu dem Ueberwinterungsraum derselben, welcher oft für andere Individuen derselben Arten der Brütraum sei, ein sehr ausgedehnter. Erstere können sich daher über sehr viel weitere Flächen hin vertheilen. Umgekehrt, wachse für Europa nebst Asien die Landmasse vom Norden gegen Süden zu ganz bedeutend. Hier also müsse die Menge nordischer Brutvögel sich dann viel mehr zusammendrängen; ihr Nahrungsüberfluss könne daher vergleichsweise nicht füglich so ungewöhnlich gross sein, wie in den entsprechenden Theilen Amerika's. Ebensowohl aus diesem Grunde, wie in Betracht der unmittelbaren Wirkung der klimatischen Einflüsse auf die Farben, und mit diesen auf die Zeichnung, seien gewiss die amerikanischen Enten-Species vorzugsweise einer scharf-kritischen Revision bedürftig. Denn gar manche der bisher da angenommenen Arten dürften sich dann als weder unter sich, noch von den europäischen specifisch verschieden erweisen.

[Verschiedenheiten der Fussbefiederung bei Raubvögeln.]

Der Vortragende habe ferner in dem angeführten Werkchen darauf hingewiesen, dass der thierische Organismus unter verschiedenen Verhältnissen das Erforderliche oder Nützliche verstärke, das minder nöthig werdende hingegen vermindere. So brauche natürlich in warmen Klimaten das Federkleid minder warm zu sein, als in kalten. Dem entsprechend vermindere sich nun bei südlichen Raubvögel-Varietäten die unterste Befiederung der Beine; wie n. A. bei dem Geier-Adler, (*Gypaëtus*.) Dagegen vermehre sie sich bei nördlichen, und zwar hauptsächlich mit dem Alter. So bei den grossen hochnordischen Edelfalken beider Welten, *Falco candicans*, *islandicus*, *groenlandicus*, *norregicus* etc., welche der Redner, — hier freilich sehr im Gegensatze zu Schlegel, — alle mit einander bloss für Abänderungen Einer Species ansehen könne. Denn immer die weissesten oder hellsten Exemplare, also die ältesten, gleichviel von wo sie herkommen, zeigen auch die Beine am weitesten abwärts befiedert. Dass Aehnliches zugleich bei anderen Raubvögeln der Fall sein möge, darauf lasse z. B. der japanische rauchfüssige Bussard schliessen, in Betreff dessen ihr Schlegel in Zweifel scheine, ob man denselben als gute Art betrachten solle, oder nicht. Derselbe habe nicht, wie der unserige, ganz bis nach unten beliederte Fusswurzeln; doch seien sie diess, wie Schl. sehr richtig beifüge, auch bei dem unserigen hinterwärts nicht, (während sie es bei den rauchfüssigen Adlern vollständig sind.) Vielmehr werde ihre

kahle, schuppige Hinterseite nur von den übrigen Federn mitüberdeckt. Mithin erscheine dem Redner so der Anfang zu einem theilweisen Kahlwerden des unteren Theiles der Fusswurzel unter dem Klima von Japan wohl gegeben. Zugleich wolle er hierbei aus demselben Grunde eine besondere Achtsamkeit in Betreff einer zu voreiligen Begründung von Species bei den Eulen mit schwachbefiederten Fusswurzeln empfehlen. Denn auch von ihnen scheinen manche weit verbreitete Arten hierin bedeutend zu variiren. Wenn aber solche Dinge überhaupt nicht einmal für die verschiedenen Individuen der Species genau feststehen: wie könne man da vollends gar ohne Weiteres auf geringe Abweichungen darin Genera gründen? —

[Abweichungen in der Länge der Flügel.]

Ganz besonders habe der Sprechende gegenwärtig einen zweiten Hauptpunkt von grosser Wichtigkeit, der bisher aber gerade mit am wenigsten Beachtung gefunden habe, als einen derjenigen zu erwähnen, hinsichtlich deren er seine früheren Annahmen oder Voraussetzungen durch neuere, seitdem ermittelte Thatsachen weit übertroffen sehe. Diess sei die verringerte oder vermehrte Länge der Flügel bei manchen Vögelarten, je nachdem sie dem Klima ihres Wohn- und Brutlandes gemäss entweder Standvögel bleiben können, oder Zugvögel werden müssen.

Auf nur wenige, ihm damals vorliegende Erfahrungen hierüber sich stützend, habe er diese Frage in seiner Arbeit über das klimatische Abändern, so richtig ihm die Sache theoretisch auch bereits damals erschien, doch nur mit grosser Vorsicht und Zurückhaltung besprechen können. Inzwischen habe er seitdem selbst noch einige Beweise mehr dafür gefunden; ganz besonders aber habe Schlegel, in der „Fauna japonica“, die Zahl derselben weit über sein Erwarten hinaus vermehrt. Hr. Schl. führe da nämlich bereits über ein Duzend solcher Fälle in Betreff dortiger, zum Theil auch noch anderweitig vielverbreiteter Arten mit grosser Bestimmtheit an. Vorzugsweise bemerkenswerth scheine hierunter die Wahrnehmung an dem, als Kosmopoliten bekannten *Charadrius plumialis* s. *apicarius*. Bei ihm gebe Schl., (abgesehen von der sehr abändernden Farbe der unteren Flügeldeckfedern,) die bedeutend verschiedene Länge der vorderen Schwingen unter verschiedenen Klimaten speciell an. Und zwar seien dieselben, wie zu erwarten stand, am kürzesten bei den Exemplaren wärmerer oder ganz warmer Länder, welche da natürlich am wenigsten oder gar nicht zu wandern brauchen. Die kürzesten von allen haben aber die amerikanischen. Es liege demnach wohl sehr nahe, diese Thatsache in specielle ursächliche Verbindungen

dung mit dem Umstande zu bringen, dass ja eben ganz Amerika, obwohl dasselbe in der Mitte seiner Gesamterstreckung sich ungemein verschmalere und hier nach Osten hin zugleich einige nicht unbedeutende Inselräume neben sich habe, doch überhaupt ein so zusammenhängendes und durch kein Meer unterbrochenes Ganzes bilde, wie ein solches auf der östlichen Halbkugel nicht vorhanden sei. Dort brauchen also Vögel, die, wie die Mehrzahl der Wader, vorzugsweise „Läufer“ seien, bei ihren Wanderungen meist gar nicht über das Meer zu fliegen; etc. Bei mehreren anderen Arten, worunter auch Singvögel, stehe eine merklich grössere Länge der Flügel in Betreff grönländischer oder sonst hochnordischer Individuen ebenso fest. —

Selbst das Verhältniss der verschiedenen Körpertheile zu einander, welches man gewöhnlich als für jede Species unwandelbar habe ansehen wollen, unterliege demnach doch auch nicht selten einem sehr wohl zu beachtenden Wechsel. Und gerade er könne uns freilich das richtige Erkennen der Arten bedeutend erschweren: da nicht immer gleich auch die Mittelstufen zwischen den Extremen bekannt seien oder bekannt werden. Aber keine Erschwerung, woher sie auch rühren möge, entbinde uns der Pflicht, überall die wirkliche Wahrheit zu suchen: mithin gerade auch da, wo sie nicht bereits an der Oberfläche liege. Denn sie da zu finden, sei eben keine Kunst und könne demnach auch kein Verdienst in der Wissenschaft sein.

[Abweichungen der Schnäbel nach Grösse und Bildung.]

Sehe man hier also zunächst einen Beweis dafür, wie durch verstärkten Gebrauch die Flugwerkzeuge sich weiter ausbilden, während sie bei vermindertem Gebrauche in der Entwicklung zurückbleiben: so werde sich ein Gleiches vielleicht noch mehr in Betreff der Fresswerkzeuge, also der Schnäbel, herausstellen. Indess werde diess, wie vorauszusetzen, hauptsächlich nur von solchen, oft weitverbreiteten Arten gelten, die entweder Saamenschäler sind, oder sonstwie eine mehr oder weniger harte pflanzliche Nahrung zerkleinern müssen; dann zunächst von solchen, die, wie u. a. die Würger, härtere Insecten verzehren, von welchen südliche Länder meist grössere Arten (oder wohl auch grössere „Varietäten“ gleicher „Art“) hervorbringen. Bei Vogel-Arten derjenigen Gattungen, wo die Färbung zweier oder mehrerer Species einander gleich und keine sie unterscheidende Zeichnung vorhanden sei, da könne mithin auf diese Weise der allein spezifische Unterschied der Schnäbel sich abschwächen.

So bei den Kreuzschnäbeln. Hier gebe es bekanntlich, wie-wohl ohne merklichen Einfluss auf die eigentliche Schnabel-Gestalt,

nicht selten Exemplare von *Loxia curvirostra*, die einen fast eben so starken Schnabel zeigen, wie sonst nur *L. pityopsittacus* ihn besitze: während er bei manchen der letzteren wenig stärker erscheine, als gewöhnlich bei ersteren. (Daher früher die theilweise, aus bekannten Gründen aber schon an sich nirgends zu billigende Erklärung, dass dergleichen Individuen durch Verbastardiren beider Arten entstanden sein sollten!) Der Grund schein hier dem Redner sehr einfach darin zu liegen, dass es nach erfolgtem Nisten häufig den erst soeben erwachsenen, daher noch in der Ausbildung begriffenen Jungen an Saamen derjenigen Nadelbaum-Arten fehle, auf welche sonst jede ihrer Species von der Natur vorzugsweise angewiesen sei. Dann greife, wie man wisse, aus Noth jede von ihnen zu der Hauptnahrung der anderen, d. h. zu dem Saamen anderer Nadelhölzer; die Zapfen dieser aber seien bekanntlich in der Stärke und Härte ihrer Saamendecken oder „Schuppen“ sehr bedeutend von einander verschieden. Hieraus erkläre sich also wohl auch die Erscheinung, dass der Schnabel dann bei Kieferkreuzschnäbeln oft so bedeutend schwächer bleibe: weil sie an den Tannen- und Fichtenzapfen eine, für sie gar zu leichte Arbeit haben. Ihre Fress- oder vielmehr Brech- und Schäl-Werkzeuge bilden sich durch verminderten Gebrauch dann weniger aus; jene der Fichtenkreuzschnäbel dagegen thuen es natürlich mehr, weil die Kieferzapfen ihnen die nothwendige Vorarbeit höchst bedeutend erschweren. (Denn sie müssen die Schuppen derselben zuvörderst mehr als zur Hälfte ihrer Dicke mühsam durchnagen, statt sie, wie die schwachen, dunnen der Tannen und Fichten, sofort einfach nach rückwärts umzubrechen.) Indess bleibe der Schnabel-Unterschied beider Arten, weil er hier ein wirklich specifischer sei, doch immer noch recht wohl kenntlich. In Betreff der, bisher meist angenommenen asiatischen und nordamerikanischen Arten dagegen, (mit Abrechnung von *L. leucoptera*,) müsse eine „specifische“ Verschiedenheit noch sehr zweifelhaft erscheinen. Denn ihre Farbeneigenthümlichkeiten seien kaum auch nur bemerkenswerth klimatische; die, ohnehin meist sehr geringfügige Abweichung der Schnäbel aber könne eben sehr leicht bloss auf denjenigen Verschiedenheiten beruhen, welche zwischen den Zapfen der dortigen Kiefer-, Tannen-, Fichten- und Lärchen-Arten, verglichen mit den unserigen, Statt finden.

Ebenso gelte die Anwendung hiervon wahrscheinlich auf die ungewein grosse, bekanntlich aber gleichwohl durchaus nicht specifische Verschiedenheit der Schnäbel nach ihrer Länge und Stärke bei dem Nussknacker oder Tannenhäher, (*Caryocatactes*.) Nämlich es werde

hier nachzuforschen sein, ob die Individuen mit sehr kurzem, dickem Schnabel nicht als Brutvögel stets vorzugsweise denjenigen Landstrichen Europa's und namentlich Sibiriens angehören, in welchen sich Waldungen von „Arven“ oder Zirbel-Kiefern, *Pinus cembra*, überwiegend vorfinden, und wo dieser Vogel mithin die ziemlich grossen, sehr harten und von ihm sehr geliebten Saamenkerne derselben, die so genannten „Zirbel-Nüsse“, aus den faustgrossen und sehr hartschuppigen Zapfen herausarbeite. Denn ebenso, wie man den Eichelhäher als Verbreiter der Eichen kenne, so seien unsere süddeutschen Gebirgs-Forstwirthe in's Gesamt darüber einig, dass man lediglich dem Tannenhäher (durch solche von ihm vertragene und verlorene Zirbelnüsse) die Pflanzung der, noch jetzt stellenweise auf den hohen dortigen Bergen vorhandenen Arvenwälder verdanke. Das zeige schon das bloss gruppenweise, also vereinzelte, durchaus nicht massenhafte Vorkommen derselben; ganz besonders jedoch beweise es der Umstand, dass sie ihrem hohen Alter nach unverkennbar aus Zeiten herstammen, wo in jenen Gegenden überhaupt noch an gar keine forstwirtschaftliche Behandlung von Waldbeständen, viel weniger an Pflanzungen oder Holzansaaten gedacht wurde. Andererseits, wenn auch wahrscheinlich viel minder, könne wohl noch das zahlreiche Vorhandensein von Hasel-Gesträuch und Haselnüssen öfters von Einfluss auf die stärkere Entwicklung des Schnabels beim „Nussknacker“ sein.

Sehr zu beachten sei dieser Punkt ferner bei den, sowohl im Schnabel, wie theilweise in der Gesamtgrösse oft bedeutend verschiedenen Rohrhammern verschiedener Länder, oder selbst mancher ganz nahe unter sich benachbarter Gegenden. Bei ihnen habe man, besonders nach der Grösse und Form der Schnäbel, 2, 3 oder gar 4 Species annehmen zu müssen gemeint: (*Emberiza schoeniclus*, *E. palustris s. aquatica*, *E. pyrrhuloides* und *E. intermedia*;) ja sogar der Vortragende selbst habe da früher wenigstens an zwei Arten geglaubt. Er habe damals nämlich die Mittelstufen noch zu wenig gekannt. Jetzt aber sei er sehr geneigt, diesen Fall mit unter diejenigen zu zählen, in welchen er mit der Befolgung seiner eigenen Principien, also mit dem Einziehen schlechtbegründeter Arten, damals noch nicht weit genug gegangen sei. Denn eben die ganze Verschiedenheit der Schnäbel, (abgesehen von den mit ihr verbundenen Abweichungen der Gesamtgrösse,) sei hier offenbar gar nicht einmal so gross, wie beim Tannenhäher, bei welchem doch mit Recht Niemand an verschiedene „Arten“ denke: weil es bei ihm gleichfalls keine Gränze zwischen den Extremen gebe. Da nun auch bei den Rohrhammern die vermeintlichen „Arten“

bei vermehrter Anzahl von untersuchten Individuen sich in jeder Beziehung immer weniger und weniger unterscheiden lassen: so könne auch hier der ganze Schnabel-Unterschied sehr leicht von der verschiedenen Grösse und Härte ihrer pflanzlichen Hauptnahrung herrühren. Mit der gesammten Beschaffenheit dieser aber, namentlich mit ihrer Nahrhaftigkeit, möge dann eben die körperliche Grössenverschiedenheit dieser Vögel zusammenhängen. Denn in gleichem Grade, wie nach Norden hin die Saamen der Sumpf- und Hirse-Gräser, nebst diesen ganzen Pflanzen selbst, immer kleiner und zugleich dünnschaliger werden: in demselben Grade werde auch der Schnabel der Rohrammern dort kleiner, schwächer und länglicher, daher schmaler. Ebenso geschehe meist nach Süden hin beiderseits das Gegentheil. Namentlich sei es beachtenswerth, dass es besonders grosse und zugleich recht dickschnäbelige Individuen, (die hierin mitunter wirklich den Gimpeln ähneln,) ganz ersichtlich nur da gebe, wo man seit 1 — 2 Jahrhunderten das nützlichste aller Sumpfgräser, nämlich den, gewiss auch für die Rohrammern sehr wohlschmeckenden Reis, anbaue. Bei der Mühe, welche die Entfernung der nicht bloss dicken, sondern zugleich auch so eigenthümlich zähen Schale seiner Körner bekanntlich selbst den Müllern verursache, müsse das Erreichen dieses Ziels wohl um so mehr auch diesen Vögeln Arbeit machen. Seines Wohlgeschmackes wegen scheuten sie dieselbe aber natürlich nicht. Indess habe die Sache nebenher wohl eine ziemlich ergötzliche Seite, wenn man sich denke, dass vermuthlich erst die italienischen Landwirthe durch ihren Reis-Anbau das nachträgliche Entstehen von 1, 2 oder gar 3 vermeintlichen „Arten von Rohrammern“ veranlasst haben, durch welche sie nun, wenn auch freilich nicht mit Absicht, die Ornithologen unserer Zeit „auf's Glatteis führen.“ Und wenn dieser Fall noch darum bemerkenswerth erscheine, weil bei ihm die Regel, nach welcher klimatische Abänderungen im Süden gewöhnlich kleiner werden, sich umkehre: so werde um so mehr auch der, mittelbar wirkende, botanische Grund zu beachten bleiben, welcher hier die Ausnahme veranlasse.

[Grosse Verschiedenheit des Maassstabes für die Beurtheilung blosser Abänderungen und wirklicher Arten je nach der bunten oder nicht-bunten Färbung und Zeichnung überhaupt.]

Uebrigens gebe es jedoch, abgesehen von dergleichen Ursachen, zugleich noch zwei andere Gründe, welche in dem eben vorliegenden Falle diese Auslegungsweise ganz besonders anwendbar machen. Der eine hiervon bestehe in der vollständigen Aehnlichkeit all dieser zweifelhaften Rohrammern nach ihrer Farbe und Zeichnung,

trotz der ziemlichen Buntheit dieser an sich; der zweite Grund sei die gesammte, eben so völlig übereinstimmende Lebensweise derselben, ihr gleiches Nisten, die Eier, Stimme, Gesang u. s. w. Beides mache, fast allen sonstigen Analogieen zufolge, sowohl hier, wie für ähnliche Fälle, eine spezifische Verschiedenheit von so ähnlichen Wesen überhaupt schon vorweg sehr verdächtig. Und speciell hierüber werde nun eine weitere Auseinandersetzung um so mehr an ihrer Stelle sein, weil Gleichheit oder Verschiedenheiten gerade hierin von grossem Einflusse auf die gesammte Hauptfrage seien: an was man bei solcher äusserer Aehnlichkeit bloss Abänderungen von wirklich verschiedenen Arten soll unterscheiden können.

Was zunächst den Aufenthalt betreffe, mit welchem sich natürlich zum Theil auch die Lebensweise etwas verändern müsse: so habe man u. a. beim Haussperlinge sich eine solche Verschiedenheit im Leben der italienischen u. s. w. von unseren deutschen bloss eingebildet. Näher betrachtet, sei davon in der Wirklichkeit gar Nichts vorhanden. Redner wolle hier nicht auf das zurückkommen, was darüber schon in zweien oder dreien seiner umfassenderen Schriften angegeben sei. Eben darauf jedoch, ob diese oder jene Thierart bald in Häusern, bald weit davon, besonders auf oder in Felsen wohne, sei überhaupt gar Nichts zu geben. Erstere dienen ihr dann vielmehr überall nur als willkommenen und meist sogar mehrfach gewinnreicher Ersatz für letztere, wo diese fehlen. Der ganze Unterschied sei daher entweder nur örtlich; oder höchstens bilde er zugleich eine mittelbare Folge klimatischer Ursachen. Ein Streit hierüber, wie er freilich sehr kurzsichtiger Weise mehrfach geführt worden sei, müsse sogar höchst komisch erscheinen, wenn man dabei an die unbestrittene Thatsache denke, dass ja das Genus *Homo*, Species *H. sapiens*, das jüngste Werk der Schöpfung sei. Mithin werde jeder Zweifel hier ganz einfach mit der Frage niederschlagen sein: wo denn solche Thiere, die jetzt gewöhnlich in Häusern leben, wohl geliebt sein sollten, bevor es Menschen gab, und bevor dieselben zugleich in der Cultur weit genug vorgeschritten waren, um sich Häuser zu bauen? Denn offenbar werde es ja doch Niemanden einfallen können, hierauf etwa zu antworten: die Natur habe z. B. Hausmäuse, Hausratten und Hausmarder zum Aergernisse der Menschen erst nacherschaffen, seit diese angefangen hätten, sich Wohnhäuser, Magazine und sonstige Gebäude zu errichten! —

Gleichwie nun bei den Haussperlingen aller Länder bisher noch Niemand es vermocht habe, irgend einen wirklichen Unterschied derselben in Betreff ihres Lebens, Betragens und Verhaltens nachzuweisen:

eben so wenig sei diess bei den verschiedenen Rohrammern geschehen. Ferner: wie bei ersteren keine Gränze zwischen den verschiedensten Abstufungen der Färbung aufzufinden bleibe, so gebe es bei letzteren keine Gränze hinsichtlich der Grösse oder Form der Schnäbel. Ja, ebenso, wie z. B. in Aegypten die Sperlinge je nach ihrem Lebensalter sehr häufig in den verschiedensten Färbungsstufen mit einander vorkommen, (indem sie namentlich in dem ersten Herbste ihres Lebens nicht selten den unserigen auf's Haar gleichen:) so finde man in Italien die Rohrammern oft mit bedeutend verschiedenem Schnabel neben einander, wenn auch wahrscheinlich zur Brütezeit keine alte mit extrem schwachem. Uebrigens bilde sich derselbe aber vermuthlich oft nach ähnlichen Einflüssen, wie bei den Kreuzschnäbeln, in rein individueller Weise bald mehr, bald weniger aus. Nur bleibe eben die gut-specifiche Verschiedenheit bei letzteren trotz dem fortbestehen: während, umgekehrt, bei ersteren das Vorhandensein von entschiedenen Mittelstufen auf Nichtverschiedenheit schliessen lasse. Mithin seien zwei anscheinend so ähnliche Fälle doch, genauer betrachtet, wiederum sehr wesentlich ungleich.

Was ferner bei den Rohrammern sehr gegen eine specifiche Verschiedenheit spreche, sei, wie schon erwähnt, die vollständige Gleichheit der Individuen mit den verschiedensten Schnäbeln in Betreff der Farben und Zeichnung trotz dem, dass in letzteren beiden schon eine so bedeutende Buntheit liege. Eben dieser Punkt aber sei überall für die Frage über specifiche Verschiedenheit oder Nichtverschiedenheit gerade von so hoher Bedeutung, wie er bisher meist unbeachtet gelassen worden, oder man sich darüber sehr unklar geblieben sei. Ihn müsse man sich daher allgemein klar machen, und müsse ihn bei der Beurtheilung neuer oder scheinbarer Arten Ein- für allemal festzuhalten suchen.

Zuvörderst liege es nämlich überhaupt auf der Hand und gebe aus den, bei einer grossen Menge von Arten gemachten Erfahrungen hervor, dass Farben und Zeichnung um so leichter individuell, nach dem Alter, Klima oder sonstigen Ursachen wechseln können, je gemischerter und bunter sie bei einer Species bereits überhaupt, d. h. nach dem specifiche Charakter derselben an sich, zu sein pflegen. Eben von den Ammern seien aber fast alle, (mit wenigen Ausnahmen,) sehr merklich buntfarbig; namentlich die Männchen. Ferner kenne man ja das allgemeine Bestreben der Natur, überall die grösste mögliche Abwechslung und Mannichfaltigkeit, zumal in Färbungen, auch specifiche hervorzubringen, — nicht aber, da ein

gleichmässiges Einerlei zu schaffen, wo ein Wechsel hierin leicht möglich sei! Sie beweiße da wahrlich nicht Armuth an Mitteln, Ideen und Combinationen, sondern gerade einen sehr bewunderungswürdigen Reichtum an denselben. (Das zeige sie u. A. sehr deutlich bei der grossen Menge von Strand- oder Sandpfeifern, *Aegialites*, mit ihrer schön bunten Hals- und Kopf-Zeichnung, den Stirn- und Halsbändern. Da sehen zwar alle Species einander hierin sehr ähnlich; dennoch seien dieselben zugleich auch so bestimmt unter sich verschieden, wie sie in der übrigen Färbung meist einander gleichen.) Bei den Rohrammern würde nun aber die Möglichkeit zu einem solchen Unterschiede für wirklich verschiedene „Arten“, wenn sie diess wären, sichtlich äusserst nahe gelegen haben. In der That sei derselbe ja auch bei allen sonstigen europäischen, asiatischen und nordafrikanischen Ammern, d. h., wenn man sie alle zusammenrechne, bei ungefähr 20 wirklichen Arten der Gattung, entschieden vorhanden. Nur bei den Rohrammern allein sei hiervon Nichts wahrzunehmen. Wie aber sollte gerade bei ihnen die Natur sich in dem vollständigen Einerlei gefallen haben? während für wirkliche Arten gewiss auch hier viel Abwechselung möglich gewesen sein würde. — Das Nämliche gelte bei dem „rothhärtigen“ Ortolane, der so genannten „*Emberiza caesia* s. *rufibarba*. Er zeige ebenfalls keine Spur von spezifischer Eigenthümlichkeit der Zeichnung; die Kehlfarbe aber sei klimatisch, wie beim Wiesenpieper; und ebenso der Mangel von grünlichem Anfluge auf dem grauem Kopfe: weil das Gelb an der Kehle verändert worden und so verschwunden sei. Denn jener „Anflug“ bilde, so lange er vorhanden sei, nur eine Fortsetzung dieses, dann auf den Kopf mitübergehenden Gelbs.

Von diesem Gesichtspunkte aus, — der, wie schon gesagt, überall für die Beurtheilung zweifelhafter Arten festzuhalten sei, — müssen alle sein sollende neue Species, wenn sie bei entschieden bunter Zeichnung und Färbung dennoch gerade hierin einander gleichsehen, vorweg mehr oder minder, wo nicht unbedingt, verdächtig erscheinen. Und je entschiedener „gleich“, um so entschiedener „verdächtig.“

So zumal dann, wenn zugleich, wie es beim Uhu der Alten Welt, sichtlich der Fall sei, bedeutende klimatische Einflüsse die etwaigen Aenderungen der Grundfarben erklären. Denn obgleich man aus dieser Einen *Strix bubo* neuerlich, zu der schon unhaltbaren „*Str. sibirica*“ hinzu, und gleichsam in der Verzweiflung um deren Rettung, noch ein Paar „Zwischenarten“ (!) mehr gemacht habe: so seien dieselben doch eben lediglich „gemachte“, d. h. solche, die man gleichsam der

Natur selbst gern als das aufdringen wolle, wofür man sie ohne Grund halte. Gerade alle vier neben einander gehalten, zeigen sie nämlich noch viel weniger auch nur eine Spur von wirklich spezifischem Charakter, als die beiden, früher allein bekannten Extreme, die man also damals weit eher für Species nehmen konnte. — Wegen ähnlicher Gleichheit bei merklicher Buntheit sei es daher dem Redner seit jeher unmöglich gewesen, an irgend eine spezifische Verschiedenheit bei den Blaukehlchen zu glauben. Denn wie sehr nahe würde es hier der Natur, wenn sie mehrere Arten hätte schaffen wollen, gelegen haben müssen, entweder bei gleichmässig rothem Schwanz derselben Anderes zu ändern, so, wie sie z. B. es bei den Rothschwänzchen gethan hat; oder, das Uebrige weniger zu ändern, statt dessen aber der einen Species nicht wieder einen halb-rothen, sondern einen ganz rothen und der dritten einen ganz dunklen Schwanz zu geben: ähnlich, wie sie z. B. das Weisse und Schwarze an den Schwänzen der Steinschmätzer spezifisch variirt hat. Habe sie ja doch nicht bloss ein Gleiches, sondern sogar mehr, als bloss „Gleiches“, bei den allernächsten Verwandten der Blaukehlchen, nämlich bei den Rubinkehlchen, der (höchst unnützen) Gattung *Calliope*, gethan, die generisch unbedingt mit ersteren zu vereinigen seien. Denn während hier beide Arten beim ersten Hinblick auf sie von vorn einander so ähnlich sehen, als könnten sie möglicherweise nur zwei extreme klimatische Varietäten von einerlei Art sein, habe die eigentliche, sibirische *Sylvia Calliope* einen ganz einfach grünlich-olivfarbigen Schwanz, gleich der Färbung des Rückens; bei der vom Himalaya dagegen, der *Calliope pectoralis* Gould's, sei derselbe tief schwarz, an der Wurzel aber zu einem Drittheile rein weiss. Einige Verschiedenheit an Kehle und Brust hinzurechnet, seien auf diese Weise beide Arten so bedeutend verschieden, dass zwischen ihnen ganz wohl noch Raum für eine dritte bleiben würde, ohne dass letztere irgendwie über die Merkmale beider hinauszugehen brauchte. Von den Blaukehlchen aber stehen beide, trotz ihres zweifellosen generischen Zusammengehörens mit denselben, in Zeichnung und Färbung so weit entfernt, dass man sich da mindestens 4 — 6 Arten dazwischen denken könne, die alle noch charakteristisch genug erscheinen würden, um keinen Zweifel über wirklich spezifische Verschiedenheiten zuzulassen. Denn, abgesehen von den so nahe liegenden Modificationen in der Färbung der Schwänze, und von den einzelnen Combinationen dieser Verschiedenheiten mit der Färbung und Zeichnung der Brust und Kehle, brauche man bloss zu erwägen, zu welcher Menge von Abwechslungen schon in dem Blau, Weiss, Rostroth und Blauschwarz des

Halses gegeben sein würde. Und mit solchen, ihr selbst und von ihr selbst bereits gegebenen Grundlagen sollte die Natur sich Nichts anzufangen wissen, oder Nichts damit anzurichten vermögen, wenn sie da wirkliche „Arten“ schaffen wollte? —

Selbst da aber, wo in der Buntheit zugleich eine gewisse Einförmigkeit liege, wie bei der getropften Färbung des Nussknackers und Baumläufers, treffe Aehnliches zu. Auch da nämlich zeigen ausländische Gattungen, wie die mit *Certhia* so nahe verwandte Gruppe der *Dendrocolaptes*, bei denen es der unzweifelhaften und zum Theile generisch abweichenden Arten ziemlich viele gebe, hierin wiederum sehr entschiedene Abweichungen von leicht erkennbarem spezifischem Charakter. Gerade ihnen gegenüber sei daher nicht leicht Etwas verdächtiger, als die gesammten angeblichen Baumläufer-Arten: die 3 oder 4 Gould'schen aus den Gebirgen Indiens, (die freilich, wie so überaus häufig, schon der Name Gould hinreichend bedenklich mache,) mit eingeschlossen. Denn Formen-Unterschiede seien da entweder gar nicht vorhanden, oder höchst unsicherer Natur; die Zeichnung und Vertheilung der Farben sei bei allen gleich; die Nüancen derselben aber seien bloss ähnliche, wie man sie in so vielen anderen Fällen bei klimatisch leicht veränderlichen Farben überhaupt kenne. Sie gleichen etwa den Abweichungen der angeblichen 3 oder 4 Uhu's, der 4 oder 5 Steinhühner (*Perdix saxatilis*) Europa's und Asiens, oder der Gould'schen 3 Haubenfasan- (*Pucrasia*-!) Arten, die ganz ersichtlich nur individuelle, vielleicht auch dem Alter nach verschiedene, oder höchstens klimatische Varietäten von Einer wirklichen „Art“ seien. Denn bekanntlich unterliege das Klima nicht bloss auf den sehr verschiedenen asiatischen Gebirgen zusammengenommen, sondern auch schon im Himalaya allein, sehr bedeutenden Verschiedenheiten. Desgleichen erscheine auch *Parus palustris* bereits als zu bunt gefärbt, um nicht alle von ihm gesonderten „Arten“ der Alten und Neuen Welt bedeutend verdächtig zu machen.

Im Gegensatze hierzu seien jedoch bei nicht-bunter, sondern mehr- oder ganz einförmiger Färbung oft schon sehr geringflügige, aber dafür auch standhafte Eigenthümlichkeiten sehr wohl hinreichend, um gute, wirkliche Arten zu bezeichnen und so ihre Selbständigkeit als solche mit Sicherheit festzustellen. Dasselbe gelte, obwohl schon nicht in gleichem Grade, bei einer, so zu sagen, „einförmigen Buntheit“, wie z. B. die Lerchen und Pieper sie zeigen.

Beispiele dafür seien, was Formen- und Grössen-Unterschiede betreffe: der Kiefer- und Fichten-Kreuzschnabel, so wie der

Baum- und Wiesenpieper; hinsichtlich der Grösse allein, jedoch in sehr bedeutender Weise, der Drossel- und Teich-Rohrsänger, nebst *Sylvia curruca* und *S. Orphea*; in Betreff der Färbung der Teich- und Sumpf-Rohrsänger, der Sprosser und die Nachtigall; endlich ganz besonders noch *S. fitis* Bechst. und *S. abietina* Nilss. (*S. rufa*!! auct.) bei fast vollständiger Gleichheit, mit Ausnahme geringer, aber sicherer Formen-Unterschiede. Das Gegentheil habe sich, ganz entsprechender Weise, bei *S. aquatica* und „*S. cariceti*“ erwiesen, deren Kopfzeichnung etc. so eigenthümlich bunt sei. Die Gleichheit beider hierin habe ihre spezifische Verschiedenheit alsbald verdächtig machen müssen: obgleich sie der Grundfärbung nach weiter von einander verschieden seien, als je zwei der eben genannten und so ähnlichen guten Arten. Und wirklich habe man sich überzeugt, dass *aquatica* und *cariceti* nur klimatisch oder nach der Jahreszeit verschieden seien. Indess habe darauf auch wiederum schon vorweg die Gleichheit des Aufenthaltes und der Lebensweise beider hingedeutet.

Die verschiedene Lebensweise als Haupt-Kriterium für sehr ähnliche, dabei aber gute, wirkliche Arten.

Gerade solche Arten nämlich, die zwar wirklich „sehr nahe verwandt“, aber zugleich auch wirklich verschieden seien, pflegen bekanntlich nach Aufenthalt, Lebens- und Nistweise, Stimme, Gesang u. dergl. in eben so hohem Grade unter sich verschieden zu sein, wie sie einander äusserlich höchst ähnlich sehen, gleich als wäre die eine bloss eine vergrösserte, verkleinerte, oder sonst ein wenig veränderte Nachbildung der anderen. Manche dieser Unterschiede, wie namentlich der Gesang, oder die Höhe, Tiefe und Stärke der Stimme, können freilich auch noch individuell mehr oder minder wechseln; daher müsse man denn auch sie wiederum „cum grano salis“ interpretiren. Vor Allem dürfe man also nicht gleich immer grosse Dinge auf Kleinigkeiten bauen wollen.

Im Ganzen bilden aber solche Verschiedenheiten in oder aus dem Leben der Thiere einen so guten Leitstern als Zeichen guter Arten, dass man diesen Erfahrungssatz billig auch werde umkehren und sagen dürfen: Arten von gar so grosser Aehnlichkeit seien vorweg und so mehr als verdächtig anzusehen, je weniger sie im Leben von einander abweichen. Deshalb seien auch von diesem Gesichtspunkte aus, — ganz abgesehen von anderen Gründen, — alle Wiesenpieper und alle Wiesenbachstelzen, (*Motacilla flava* Lin im Gegensatz zu *M. citreola* Pall.) für einerlei „Art“ zu halten gleichviel, ob die ersteren zum Frühjahr eine roströthliche Kehle un

selbst eine solche Oberbrust bekommen, oder nur die rostgelblichweisse behalten; und gleichviel, ob die Bachstelzen dann im männlichen Geschlechte einen grüngrauen, aschgrauen, schwarzgrauen oder schwarzen Kopf, ja mitunter sogar noch einen schwarzen Oberrücken haben, und ob sie dabei über dem Auge einen breiten oder schmalen, weissen, grauen und mitunter schön gelben Streifen besitzen, oder ob gar keinen. Das Alles mache sie noch zu keiner besonderen Species; (auch Dengländ z. B. erkenne daher ganz entschieden keine von ihnen dafür an.) Denn alle diese Färbungs-Abstufungen gehen ja im Ganzen eben so vollständig und kreuzweise in einander über, wie man wisse, dass auch die unter sich verschiedensten Individuen, welche sie tragen, in vielen Gegenden mehr oder weniger unter einander leben, ohne sich in der Lebensweise zu unterscheiden. So besonders im südlichen Russland, in Griechenland, Nordafrika u. s. w. „In der Natur gehe“ bekanntlich „Alles mit Vernunft“, d. h. nach triftigen Gründen zu; nach solchen dürfe oder sollte man also doch überall sich selbst fragen, um zu sehen, was die Natur auf sie antworte. Nun haben wir eben gesehen, dass, wenn sie bei manchen sehr gleichförmigen Färbungen sehr ähnliche wirkliche Arten schaffe, sie dieselben dem Aufenthalte und der Lebensweise nach um so mehr von einander abweichen lasse. Demnach haben sie, trotz ihrer körperlichen Aehnlichkeit, verschiedene Zwecke im Naturleben zu erfüllen; denn in der That würden anderenfalls ja die einen sehr überflüssig sein. Ohne Zweck thue aber die Natur überhaupt Nichts. Mithin sei durchaus kein vernünftiger Grund abzusehen, wie sie dazu kommen solle, so ähnliche Species hervorzubringen, deren Verhalten im Leben und zum Naturleben doch nur dasselbe wäre, wie das Verhalten und Wirken anderer neben ihnen. Denn gleiche Dienste werden auch gleiche Arten stets am besten verrichten.

Nun habe man freilich gerade auf dieses gemischte Vorkommen solcher Abweichungen unmittelbar neben einander gewöhnlich ein besonderes Gewicht zu Gunsten ihrer vermeintlichen Artsverschiedenheiten legen wollen: und zwar sowohl in diesen besonderen Fällen, wie in sehr vielen anderen. Doch auch hierin täusche man sich vollständig; denn gerade in diesem Sinne oder für diesen Zweck beweise es gar Nichts. Im Gegentheile würde ein schärferes Abschneiden der geographischen Verbreitung diess eher thun: da ja in der That sehr viele wirkliche Arten meist eine ziemlich bestimmte, südliche oder nördliche Gränze nicht leicht zu überschreiten pflegen. (Denn wie selten komme es z. B. vor, dass von dem Bienenfresser, der noch in Ungarn so zahlreich nistet, ein Pärchen sich auch nur einige wenige

Breitengrade aufwärts, nach dem südöstlichen Deutschland hin, verirre.) Bei solchen Arten aber, die stark variiren, zeuge eben das Vorkommen sehr verschiedener Varietäten neben einander gerade nur um so mehr gegen eine spezifische Verschiedenheit derselben von einander: weil es den Beweis liefere, dass und wie sie überhaupt, namentlich aber dem Alter nach, aus einander entstehen und sich fortbilden.

Dasselbe thue dann ferner ihre ganze Lebensweise: indem sie bei allen diesen Varietäten die nämliche sei. Gerade hierüber gehen daher auch Diejenigen, welche an die vermeintlichen Arten glauben und sich Mühe geben, Andere gleichfalls an sie glauben zu machen, so klüglich mit Stillschweigen hinweg. Solche Beobachter hingegen, die eben deshalb nicht an die Verschiedenheit glauben, weil sie Gelegenheit gehabt haben, die verschiedensten Varietäten oft neben einander im Leben zu sehen, (wie Hr. v. Nordmann in Betreff der Wiesenpieper und Wiesenbachstelzen, des gelb- und des rothkehligen *Ortolanes*, *Emberiza hortulana* und „*E. caesia* s. *rufibarba*“, oder der Rauchschnalzen mit sehr verschieden gefärbten Bäuchen, *Hirundo rustica* und „*H. Boissonneauti*“, etc.) solche Beobachter läugnen auf das Bestimmteste jede Verschiedenheit im Leben und Verhalten derselben. Ja, sie haben zum Theil die verschiedensten Varietäten mit einander gepaart gefunden; so z. B. Nordmann die von Schnalzen.

Allerdings habe zwar bisher auch Hr. v. Middendorff die rothkehligen Wiesenpieper noch als von den gelbkehligen verschieden betrachtet; indess liege diess vermuthlich nur daran, dass er letztere überhaupt gar nicht selbst beobachtet zu haben scheine: weil meistens in den von ihm bereisten Landstrichen bloss rothkehlige vorkommen mögen, so dass ihre Zahl da sehr überwiege. Wenn man sie aber nicht sehr in der Nähe sehe, oder gar in der Hand habe, so seien beide eben gar nicht zu unterscheiden: da, wie Hr. v. Nordmann sehr nachdrücklich sagt, das gesammte Verhalten und der Gesang beider „unbedingt gleich“ seien. Auch der geübteste Beobachter könne daher eine Minderzahl der einen neben der Mehrzahl der anderen sehr leicht übersehen. — Ebenso wolle ferner der Graf v. d. Mühle den rothkehligen Ortolan, (dieses anziehende und mitbeweisende Seitenstück zu dem so ähnlichen Falle bei dem rothkehligen Wiesenpieper und dem rothsternigen Blaukehlchen,) als von der gewöhnlichen *Emb. hortulana* der „Art“ nach verschieden ansehen. Glücklicher Weise aber habe gerade er selbst den sprechendsten Beweis gegen sich und gegen sein vorschnell absprechendes Urtheil hierin geliefert. Denn eben das, was er von den Nestern und Eiern des „rothbärtigen“ *Ortolanes* berichtet

passé ganz auf die des gewöhnlichen; es zeuge also nicht für, sondern gegen die specifische Verschiedenheit beider. In Betreff des gewöhnlichen aber, (der *E. hortulana*.) habe er sich offenbar vollständig getäuscht. Denn was er hinsichtlich der Nester und Eier von diesem angebe, -- dass erstere 3—4 Fuss über dem Boden im Gestäuche angebracht sein sollen! — widerspreche geradezu allen bisher gemachten Erfahrungen: da namentlich alle neuere Beobachtungen das regelmässige Nisten des gewöhnlichen Ortolanes auf der Erde selbst ausser Zweifel stellen. Die ihm von dem Hrn. Grafen zugeschriebenen Eier und Nester seien wahrscheinlich überhaupt gar nicht die von irgend einem dortigen Ammer, sondern von einer ganz anderen Vogel-Gattung. Was dann ferner die Färbung der Kehle und der Bartstreifen betreffe, so habe auch Hr. v. Nordmann in der Krim ebenso die Uebergänge beider Varietäten in einander gefunden, wie der Vortragende und Hr. Temminck bei afrikanischen und südwestasiatischen. Letzteres also zu erwähnen, gleichwohl aber Nichts darauf zu geben, (wie Hr. v. d. Mühle Beides gethan habe,) weil solche Mittelstufen zufällig ihm nicht auch vorgekommen seien: das erscheine denn doch, auf das Gelindeste ausgedrückt, entweder sehr eingebildet oder sehr vorlaut.

Bei der Frage hinsichtlich der Nistweise zweifelhafter Arten sei übrigens gleichfalls wohl zu beachten, was Audubon von höchst bedeutenden klimatischen Abweichungen auch hierin berichtet, und was Redner aus dessen Werke im „Journal für Ornith.“ wiedergegeben habe. Ebenso komme hierzu die, von ihm physiologisch dargelegte und sich bereits mehrfach bestätigende Wahrscheinlichkeit, warum auch die Färbung der Eier sich wohl klimatisch verändern, mithin ins Besondere verschönern könne. Haben ja doch bereits Andere mehrfach sogar auf nicht unbedeutende Verschiedenheiten derselben je nach der Oertlichkeit, z. B. nach der Lage und Beschaffenheit des Nistplatzes, hingewiesen. Mit Einem Worte: ohne scharfe allseitige Kritik sei der Wahrheit selten oder nie auf den Grund zu kommen.

Alles zeige vielmehr, dass man gerade in der Natur überall keine gar zu kleinlich beschränkte, gleichsam schablonenmässige Gleichheit suchen und voraussetzen dürfe, wie es Manche bei den Vögeln thun wollen: indem sie die gesammten Individuen jeder Art sich etwa so vorzustellen scheinen, als wären sie alle genau über dieselbe tote Hohlform gegossen und hierauf eben so ängstlich-genau nach einem gewissen Vorhilde mit bestimmten Farben angemalt.

Ins Besondere werde also z. B. auf die, bisher anscheinende, aber noch zu wenig hekannte Verschiedenheit der Eier von rothkehligen

Wiesenpiepern und von gewöhnlichen, in Betreff ihrer Zeichnung, keine Entscheidung zu gründen sein. Denn bei der engen Verwandtschaft der äusseren Haut mit der inneren, daher auch mit jener des Eileiters etc., und bei Absonderung färbender Stoffe durch erstere so an Einer Stelle, (der Kehle,) könne ja möglicherweise um so eher das Eine mit dem Anderen parallel gehen. Nämlich: da auch die älteren Weibchen im Frühjahr nicht selten eine rothe Kehle bekommen, während zu anderen Zeiten des Jahres auch die Männchen sie niemals besitzen: so könnte bei ersteren leicht eine stellenweise Farbe-Erzeugung sowohl hier, wie zugleich in den Zeugetheilen Statt finden. Oder, noch wahrscheinlicher: sie könnte bei den Weibchen hier, bei den Männchen dagegen an der Kehle etc. erfolgen. In beiden Fällen würde sie dann sich gerade an den Eiern sichtbar machen. Ueberhaupt aber werde eine blosse Verschiedenheit der Eier, selbst wenn sie eine viel bedeutendere wäre, als hier, offenbar niemals hinreichen können, eine sogar an dem Vogel selbst auch nur im Frühjahr, aber nicht im Herbste unterscheidbare Varietät zu einer wirklichen Species zu stempeln. Etwas dergleichen könne wohl in solchen Fällen, wo es neben kleinen, aber standhaften anderweitigen Abweichungen mit vorhanden sei, theilweise dazu beitragen, den Ausschlag zu Gunsten einer fraglichen Species geben zu helfen; aber mehr, als diess, könne es gewiss nirgends. Dass jedoch eben der Wiesenpieper mit rother Kehle wirklich niemals anderswie, als nur an dieser und nur im Frühjahrskleide, von dem gewöhnlichen zu unterscheiden sei, und dass er mithin recht eigentlich bloss eine „Sommer-species“ bilden würde, noch dazu hauptsächlich nur eine dergleichen männliche, (ähnlich, wie man den italienischen und spanischen Haussperling nur als ganz exclusiv männliche „Species“ von höherem Alter würde ansehen können, da ihre Weibchen den unserigen gleichsehen,) davon habe man sich nun entweder schon genügend überzeugt, oder man werde es noch. Dagegen habe es bei einem doppelt maurernden Vogel naturgemäss durchaus Nichts gegen sich, anzunehmen, dass eine so gefärbte Kehle vorzugsweise das Frühlingkleid der in wärmeren (oder doch im Sommer warmen) Ländern wohnenden Männchen bezeichne. Vielmehr liege ein ganz ähnlicher Fall in der sehr ähnlichen Kehlfärbung zahlreicher Wachtel-Männchen in deren Sommerkleide vor. Solche Fälle und solche Erfahrungen solle man daher sammeln und neben einander halten, um sich mit seinem Urtheile nach ihnen zu richten; aber nicht überall bloss nach jeder ersten besten Handhabe suchen, um zu trennen und Zusammengehöriges aus einander

zu reissen. Letzteres heisse: solchen Dingen ihr ganzes wirkliches Interesse nehmen, statt ihnen vermeintlich ein höheres zu geben.

Die übermässig beschränkte geographische Verbreitung mancher vermeintlicher Arten als Beweis gegen ihre spezifische Selbständigkeit.

Schliesslich bleibe jetzt noch ein letzter, allgemeiner Punkt zu erwähnen, den man gleichfalls überaus häufig ganz übersehe, der aber gerade sehr viele der vermeintlichen Arten vorweg in hohem Grade verdächtig mache. Diess sei die, weit über jede Wahrscheinlichkeit hinausgehende und gleichwohl oft so gläubig an- oder hingenommene Beschränktheit ihrer geographischen Verbreitung.

In diesem wunderlichen Glauben, der sich überhaupt nur bei Ornithologen finde, (während er z. B. den Entomologen in demselben Grade fern liege, wie man ihn bei ihnen mit besserm Grunde würde vermuthen und verzeihen können,) seien vor Allen die von England sehr stark. Denn sie gehen darin so weit, dass er für sie gleichsam zum Gegenstande eines ganz besonderen, specifisch - ornithologischen Patriotismus geworden sei, der sehr geeignet erscheine, zu einem guten Humore zu stimmen.

Bekanntlich, und zwar aus leicht ersichtlichen Gründen, sei die Verbreitung der Säugethiere im Ganzen eine specifisch weit enger beschränkte, als jene sehr vieler anderer Thiere, namentlich aber der Vögel. Denn, während es nicht bloss von letzteren, sondern auch ganz besonders von Insecten, eine ziemliche Anzahl Arten gebe, die (ohne jedes absichtliche oder zufällige Hinzuthun des Menschen) fast buchstäblich über die ganze Erde verbreitet seien, indem sie mehr oder weniger in allen fünf Welttheilen sich vorfinden, — so gebe es doch kein Säugethier, welches ursprünglich auch nur in der gesammten Alten Welt, oder in der gesammten Neuen, weit weniger allenthalben in beiden zugleich vorkäme. Umgekehrt wollen aber jetzt manche Ornithologen, und namentlich eben die englischen, gerade die Verbreitung ihrer Vogelspecies häufig zu einer so beschränkten machen, wie man sie von keiner Säugethier-Art kenne: (und zwar selbst nicht in heissen Ländern ohgleich die Verbreitungs-Bezirke dortiger Arten die engsten seien, die es gebe.) Während es z. B. noch sehr zweifelhaft bleibe, ob es von kleinen europäischen Arten der säugenden Klasse auch nur Eine gebe, welche ausschliesslich bloss diesem Welttheile allein angehöre, wollen die Engländer für ihre beiden Inseln, die zusammen kaum etwa den fünfzigsten Theil von Gesamt-Europa betragen, mehrere besondere Vogel-Arten besitzen! Da sollen neben den 4 wirklichen Arten von

Bachstelzen der übrigen Theile Europa's, *Motacilla alba*, *M. boarula*, *M. citreola* und *M. flava*, zum Ersatze für die erste und letzte durchaus 2 besondere „Arten“, *M. Yarrellii* und *M. Raji*, ganz extra für Grossbritannien vorhanden sein! Und zwar halte man sie hierin für so eigenthümlich scharf begränzt, für so britisch „exclusiv“ oder so exclusiv „britisch“, dass beide Extra-Species nur auf dem Zuge nach einigen Strichen des nächsten Festlandes gelangen sollen. Umgekehrt sollen dann ebenso die unverkennbaren Urbilder von beiden, also die gewöhnliche *M. alba* und die gewöhnliche *M. flava*, den Vereinigten drei Königreichen fehlen.

Als ob Letzteres, auch wenn es damit seine volle Richtigkeit hätte, (was jedoch gar nicht einmal der Fall sei,) nicht sehr wohl möglich sein würde, ohne dass es dazu einer specifischen Verschiedenheit jener vermeintlichen zwei britischen „Arten“ von unseren festländischen bedürfte. Denn bekanntlich sei das Klima von England, Schottland und Irland im Winter so eigenthümlich mild, dass manche unserer Zugvögel dort häufig oder fast regelmässig überwintern; dagegen im Sommer auch so kühl, dass wahrscheinlich nur deshalb eine bedeutende Anzahl solcher Vogel-Arten, die auf dem Festlande unter gleichen geographischen Breiten überaus gemein sind, (z. B. *Oriolus galbula*, *Sylvia tithys*, *S. cyanecula* s. *suecica*, u. m. a.,) dort fast gar nicht vorkommen, oder sich nur höchst selten einmal dahin verirren. Warum? Offenbar, weil ihnen das Klima daselbst nicht zusagt. Nun könne aber naturgemäss gewiss Nichts einfacher sein oder näher liegen, als zu sagen: der *M. alba* und *M. flava* widerstrebe zwar das britische Klima nicht; wohl aber verändere es, da sie ganz besonders zum Abändern geneigte Farben tragen, bei ihnen mehr oder weniger diese Farben und mache sie also hierdurch zu eigenthümlichen Varietäten. Statt dessen wolle man sie aber durchaus zu besonderen „Arten“ erheben. Das Erstere mache ohne Weiteres die ganze Sache eben so erklärlich, wie es sie anziehend erscheinen lasse; es löse also die Frage wirklich. Das Zweite dagegen mache dieselbe nur sonderbar. Es erkläre und löse aber nicht bloss Nichts; sondern es setze auch die vermeintliche Lösung in vollständigen Widerspruch mit Allem dem, was die zoologische Geographie uns bisher über den Umfang der Verbreitung von Thieren überhaupt lehre. Gewiss könne es jedoch nicht leicht einen komischeren Einfall geben, als den, welchen man hierdurch anderen „zum Besten gebe“, ohne diess aber freilich selbst zu ahnen. Statt nämlich einfachweg zu sagen: die Natur gestatte ebenso dem Klima Englands, wie dem anderer Länder, die Färbung mancher Vögel nach

gewissen, in dem Wesen ihrer Farben liegenden Regeln abzuändern, — stelle man „*implicite*“ die seltsame Behauptung auf: die Natur habe es der Mühe werth gefunden, oder gar für nothwendig gehalten, speciell für zwei geographisch. so unbedeutende Fleckchen Landes ein Paar besondere Bachstelzen-Arten zu schaffen! Bekanntlich richte sich aber die Natur mit ihrem „Schaffen“ immer vor Allem nach der „Geographie“, und zwar lediglich nach ihrer eigenen, der „*physischen*.“

Fast noch weiter gehe man in dieser Hinsicht bei der schottischen, im Winter dunkelfarbig bleibenden Abänderung des Weiden-Schneehuhnes, dem so genannten *Lagopus scoticus*. Bei ihm würde zwar eine ziemlich enge geographische Verbreitung schon eher denkbar erscheinen, als bei den Bachstelzen: weil die Verbreitung so schwer fliegender Arten, wie es die meisten Hühner sind, in der That eine viel engere sei, als die anderer Vögel. Indess komme ja eben diese vermeinte „Art“ gar nicht einmal, wie jene zwei Bachstelzen, in ganz Britannien vor, sondern bloss in einem ziemlich beschränkten Theile desselben. Das habe also wieder, und fast noch mehr, alle Wahrscheinlichkeit gegen sich. Ueberdiess habe der Vortragende in Betreff dieser Varietät bereits vor länger als 20 Jahren auf diess Alles wohl ausführlich genug aufmerksam gemacht; ja unter den Engländern selbst habe Darwin, ohne hiervon zu wissen, bereits i. J. 1840 von dem irländischen Berghasen, „*Lepus hybemicus*“, ein Gleiches erwähnt; und Hr. v. Middendorff habe die Frage, in seiner genauen klimatologischen Kritik der europäischen Hasen-Arten, vollständigst in's Klare gesetzt. Dieser irländische werde nämlich im Winter gleichfalls nicht weiss, obwohl er zu der Species des veränderlichen gehöre. In ihm sei daher sowohl sachlich, wie örtlich, das beweisendste Seitenstück hingestellt, welches man von ornithologischer Seite irgend wünschen könne, um sich desto leichter zu überzeugen, dass und warum dort auch „*L. scoticus*“, d. h. *L. saliceti*, nicht weiss werde. Mindestens aber von den Aeusserungen eines Mannes, wie Darwin, in Bezug auf den irländischen Hasen könnten die englischen Ornithologen doch füglich Etwas wissen, und mittelbar wohl auch von der Meinung des Redners über das „Moor-Schneehuhn.“ Letztere nämlich sollten die englischen Ornithologen, wenn sie auch meistens nicht Deutsch verstehen, doch aus der deutsch und französisch zugleich geschriebenen „kritischen Revue der Vögel Europa's“ von Schlegel kennen, der sich diesen Gedanken, (auf den er wohl schwerlich selbst verfallen sein würde,) nebst manchen anderen sehr bald so angeeignet habe, als wäre es der seinige. Gleichwohl seien aber die britischen Ornithologen bis heute dabei geblieben, auch

hier ihre vermeintliche „Art“ festzuhalten. Daher werde ein wenig Humor darüber nun wohl an seiner Stelle sein.

In wärmeren Landstrichen, besonders unter den Wendekreisen, herrsche allerdings die ziemlich allgemeine Regel, dass man die Verbreitungs-Bezirke der Arten sich bedeutend verengern sehe. Thuen es hier doch auch die von Gattungen. Indess zeige diese Regel, obwohl sie nur für ausschliesslich dort wohnende Formen gelte, oft sehr bedeutende Ausnahmen. (Das beweise unter den Säugethier-Arten vor Allem der Tiger, der im südlichsten Indien häufig in 32—35° Wärme lebe, aber mitten in Sibirien auch mitunter noch bei 20 — 23° Kälte.) Mithin werde auch dort eine gar zu beschränkte Verbreitung häufig ein Grund sein, um Verdacht gegen eine Species zu hegen, für deren Selbständigkeit nicht auch gute Merkmale sprechen. Nichts aber könne an sich falscher sein, als die Ansicht, dass z. B. eine mitteleafrikanische Varietät schon desshalb von einer sonst genügend ähnlichen oder gar ihr gleichenden indischen, oder letztere von einer neuholländischen, spezifisch verschieden sein solle, weil sich dieselbe nicht auch zwischeninne vorfinde, oder weil man sie da noch nicht aufgefunden habe. Denn zuvörderst könne Letzteres ja leicht auf blosser Fügung des Zufalls beruhen; zweitens aber würde, gegenüber den Erfahrungen der Entomologie, selbst mit einem wirklichen Fehlen derselben weit und breit zwischeninne noch gar Nichts für eine spezifische Verschiedenheit der so weit von einander lebenden Individuen bewiesen sein. Vielmehr liefere selbst ein geradezu antipodisches und nur „antipodisches“ Vorkommen diesen Beweis noch nicht. Kenne man doch unter den grösseren oder mittelgrossen und nicht eben seltenen, also nicht so leicht zu übersehenden oder zu verwechselnden Schmetterlingen Europa's bereits 3 oder 4 Arten, die man bis jetzt von auswärts her nur aus Neuholland erhalten habe; aber noch nicht aus Afrika, nicht aus Asien, und nicht aus Nord- oder Süd-Amerika. Welche Eigenthümlichkeit von geographischer Verbreitung! Darin liege offenbar noch etwas mehr Auffallendes, als z. B. in dem, selbst von Gould nicht bezweifelten, sondern ausdrücklich bestätigten Vorkommen der grossen Raubmöve (*Lestris catarrhactes*) in den kälteren Gegenden sowohl der antarktischen, wie der arktischen Erdhälfte, nicht aber zwischeninne; — ein Fall, dem übrigens vermuthlich auch der von *Procellaria glacialis*, (der „*Pr. glacialisoides*“! von Andr. Smith,) u. m. a. sich anreihen werden. Unter den Landvögeln kehre der nordische *Buteo lagopus*, der hier nur selten bis nach Südeuropa hinabwandere, im Cap-Lande wieder; etc.

Die verhältnissmässig geringe Schwierigkeit einer scharfen Kritik der Species in der Ornithologie, verglichen mit der in anderen Zweigen der Zoologie.

Allerdings habe die gesammte, diagnostische, geographische, klimatologische und sonstige Kritik der Species überall bedeutende Schwierigkeiten. Doch sei dieselbe gerade in der Ornithologie nach Verhältniss eine wahre Kleinigkeit; sie erscheine da fast wie ein Spiel im Vergleiche zu der in der Entomologie, Conchyliologie und Säugethierkunde. Denn hier verändere sich nicht bloss häufig beinahe alle Zeichnung sehr bedeutend; sondern sie verschwinde auch nicht selten ganz oder fast ganz: während gerade sie bei Vögeln das Erkennen der Species oft so leicht mache. Und meistens dauere es dort leider sehr lange, bis ein glücklicher Zufall einmal so schlagende Aufklärungen über gute und „schlechte Arten“ liefere, wie man sie z. B. in Schweden hinsichtlich der Luchse und Füchse erhalten habe. Da sei es nämlich vorgekommen, dass manche Luchsweibchen, mit ihren je zwei Jungen zusammen, in Färbung und Zeichnung alle 3 vermeintliche europäische „Luchs-Arten“ repräsentirten; ja eine schwarze Füchsin, die in Gefangenschaft mit einem schwarzen Männchen zusammenlebte, habe bei der ersten Geburt Junge geworfen, die zusammen 3 verschiedenen anderen „Species“ angehörten! Nur eben von der eigenen Species beider Aeltern war zunächst keins darunter. Solche brachte sie vielmehr erst späterhin: während nun die Zahl der Jungen von anscheinend fremden Arten mit jedem Wurf abnahm. So eclatant warf dieses eine Weibchen alle die spitzfindigen Unterscheidungen von *Canis vulpes*, *C. alopec s. melanogaster*, *C. cruciger* und *C. argentatus* oder *nigro-argenteus* mit Einem Schlage über den Haufen. Und doch war gar keine Möglichkeit zu einem Zusammenkommen desselben mit anderen Männchen vorhanden gewesen.

Aus dergleichen Erfahrungen, zumal bei Arten der nächst verwandten anderen Klasse warmblütiger Thiere, solle denn doch auch die Ornithologie billigerweise Etwas zu lernen suchen. Es gehöre aber gerade unter die Symptome „ihrer gegenwärtigen pathologischen Phase“, (wie ihr jetziger Zustand neulich von einem, leider nicht Anwesenden sehr treffend genannt worden sei,) dass sie gleichsam Etwas darin suche, alle solche, wie anderweitige Belehrung von sich abzuweisen, sich vielmehr überhaupt von jedem Zusammenhange mit anderen Zweigen der Naturkunde abzulösen und nun in dieser, ganz unwissenschaftlichen Isolirung alle die Fehler, über welche man in anderen Zweigen der Zoologie schon lange hinweg sei, in qualitativ und quantitativ schlimmerer Weise zu wiederholen, als dieselben anderswo jemals

begangen worden seien. Nach welcher Richtung hin man hierbei auch den Blick werfe: in allen fälle das Urtheil gleich traurig aus. Ja in manchen Stücken, — wie hinsichtlich der, an das Unglaubliche gränzenden Barbarei ihrer Nomenclatur, — finde sich anderweitig nichts auch nur entfernt Aehnliches, wie in der heutigen Ornithologie. Denn in der That sei ein grosser Theil dieser Namengebung aus neuester Zeit sprachlich von der Art, dass, wenn man nicht wüsste, sie solle eine Sache des Ernstes für ernste Männer der Wissenschaft sein, man sich würde versucht fühlen müssen, zu glauben, sie solle den Zweck haben, der lernenden Jugend auf den Schulbänken zu einer sprachlichen Belustigung zu dienen. —

Was übrigens die, an sich eben so höchst anziehende, als vielfach wichtige Lehre von der geographischen Verbreitung in's Besondere angehe, so trage sowohl die unhaltbare Zersplitterung der Arten, wie die fort und fort immer weiter übertriebene Zertheilung der Gattungen, jede nach ihrer Weise gleich viel Schuld. Eine, wie die andere zerstöre, jede für ihren Theil, geradezu und von Grund aus für die Ornithologie Alles das, was man zoologische Geographie nenne. Sie vernichten damit gemeinschaftlich einen der fruchtbarsten Zweige des Ganzen, für welchen die Pflanzen-Geographie ein so nachahmenswerthes Vorbild geliefert habe, dass man nicht bloss alle Grundzüge desselben, sondern auch viele der überraschendsten einzelnen, sofort in der Verbreitung der Vögel wiedererkenne: so dass man also nur die speciell ornithologischen Data zu suchen und zu ermitteln habe, zu denen aber natürlich in den botanischen wiederum die sachlich wesentlichste Grundlage schon mitgegeben sei. Doch Alles, was unmittelbar oder mittelbar dahin gehöre, werde mit einem fortwährenden Zersplittern von Arten und Gattungen in lockere, zusammenhanglose Atome zersetzt. Denn wenn bekanntlich eben Species und Genera zusammen das Ganze bilden, so liege es klar auf der Hand, warum eine sichtlich naturwidrige Auffassung beider, so, wie dieselbe neuerlich in der Ornithologie von manchen Seiten her betrieben worden sei, die ersten Grundlagen des Ganzen überall verfälsche und mithin Alles zerstören müsse.

---

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Journal für Ornithologie](#)

Jahr/Year: 1856

Band/Volume: [4 1856](#)

Autor(en)/Author(s): Gloger Constantin Wilhelm Lambert

Artikel/Article: [Über Grundsätze zur Beurteilung wirklicher Arten und blosser Abänderungen. 271-300](#)